



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Litteratur

Kulturgeschichtliche Skizzen von D. Henne am Rhyn. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Litteratur, 1889

Dieses Buch besteht aus elf Essays. Der erste, „Die Kultur, ihr Wesen, ihre Gesetze und ihre Formen,“ enthält die grundlegenden Gedanken. Der Verfasser findet, daß die massenhafte Bücherei der Kulturgeschichte uns immer noch nicht klar gemacht hat, was die Kulturgeschichte eigentlich sei. Buckle habe die Erwartung insofern getäuscht, als sein Werk unvollendet geblieben sei; aus dem Vorhandenen könnte man nicht erraten, wie das Ganze ausgefallen sein würde. Darwin gebe erst recht keinen Aufschluß. Überhaupt sei mit dem Schlagworte der natürlichen Entwicklung nichts erklärt, denn den Naturgesetzen unterliege der Mensch eben nur „in rein natürlicher Hinsicht“; der Geist sei von ihnen unabhängig. Daraus ergibt sich folgende Auffassung: „Wie die Naturwissenschaft das nach Naturgesetzen Entstandene (natum), so behandelt die Kulturgeschichte das unabhängig von den Naturgesetzen Geschaffene, Gepflegte, Gebildete (cultum). Die Kulturgeschichte ist demnach die Darstellung der durch die Naturgesetze nicht erklärbaren großen und wichtigen Ereignisse und Zustände im Dasein des Menschen, sie ist die Erzählung dessen, was der Mensch vollbracht hat, ohne dazu durch die Natur angetrieben zu sein, sie ist die „Geschichte“ im höchsten, reinsten Sinne und Geiste.“ In den folgenden Skizzen werden behandelt: die Rolle der Völker in der Kulturgeschichte, der Mensch und die Steine, Pflanzen und Tiere im Dienste des Menschen, das Eden der Antipoden (die Südseeinseln), die Art der Begrüßung bei verschiedenen Völkern. Die letzten fünf sind dem Aberglauben und der Religionsgeschichte gewidmet. Die Darstellung des Buddhismus giebt dem Verfasser Gelegenheit zu einer Polemik gegen G. von Hartmann, dessen pessimistischen Standpunkt er nicht teilt, und der auch sachlich Unrichtiges über jene Religion behauptet haben soll. Nach Anlage und Stoff gehört Henne's Buch in eine Klasse mit Herrmann's „Sein und Werden.“ Es ist nicht so reich wie dieses an geistreichen Verknüpfungen und neuen Thatsachen (nur der letzte Aufsatz über die neueste religiöse Bewegung in Indien erzählt Dinge, die den meisten Lesern bisher unbekannt gewesen sein werden), aber es liest sich angenehm und zeugt durchweg von gesunden Anschauungen. So spricht er S. 193 von der Wiederbelebung des Aberglaubens durch den Spiritismus und denen, die an dem Überhandnehmen dieser Thorheit die Schuld tragen. „Es sind dies einerseits die Propheten des Materialismus, welche der Menschheit alles Ideale rauben und ihr ganzes sauer erworbenes und mühsam fortgepflanztes Geistes- und Gemüthsleben als einen bloßen Nervenprozeß darstellen möchten. Andererseits sind es die Bannerträger der Orthodoxie, deren Bestreben dahin geht, den geistigen Standpunkt der Menschen auf einer gewissen längst überwundenen Stufe fest zu nageln. Weder das eine noch das andre Beginnen kann diejenigen befriedigen, welche an ein Ideal glauben, und wenn es diesen daher an einer zugleich vernünftigen,

faßlichen und tröstlichen Auffassung des Weltganges gebricht, so werden sie naturgemäß die Beute ehrgeiziger Schwindler und sich selbst betrügender Schwärmer.“ Das vierte der Gesetze, die der Verfasser für die Kulturentwicklung aufstellt, will uns nicht besonders gefallen: „daß die Menschheit einer fortschreitenden Assimilation und allmählichen Verwischung aller Völkereigentümlichkeiten und Rassenmerkmale entgegengeht.“ In der jetzigen Erhebung des nationalen über das Weltbürgerbewußtsein sieht er einen Rückschritt. Wir glauben, daß der wahre Fortschritt immer nur ein Fortschritt zum Guten ist, daß aber zum Guten auch das Schöne und zum Schönen die Mannichfaltigkeit gehört. Wenn die Tschechen und Slowaken uns den Gefallen thun wollten, zu verschwinden, so würden wir ihnen natürlich keine Thräne nachweinen. Dagegen würde es uns um Nationen wie die Franzosen und Italiener leid thun, weil sie sich nicht allein in frühern Zeiten durch hervorragende Leistungen die Daseinsberechtigung erworben haben, sondern auch jetzt noch der Weltschauübühne keineswegs zur Unzier gereichen. Der Sitte des Gutabnehmens, um noch dies eine zu erwähnen, ist unser Sonntagsphilosoph mehr auf den Grund gegangen, als es Herme am Rhyn thut.

Arbeit und Boden. Kritik der theoretischen politischen Ökonomik von Otto Efferk. Berlin, Puttkammer und Mühlbrecht, 1889

Der Verfasser, der gelegentlich von sich mitteilt, daß er Mediziner ist, als gemeiner Soldat gedient, größere Reisen gemacht und zur Zeit des Tramwaystreiks in Wien gelebt hat, giebt eine Begriffserklärung von Theorie und Praxis, die sich hören läßt, wenn sie auch nicht einwandfrei ist. „Unter einer Idee verstehe ich mit Aristoteles einen Begriff, dem das Merkmal des Guten oder was diesem Merkmal gleichkommt, z. B. das des Gerechten, beigelegt wird. Ein Staat z. B. ist ein Begriff, ein guter Staat ist eine Idee, Diskussionen von Ideen sind praktische, Diskussionen von Begriffen sind theoretische Operationen, weil man Ideen durch Handlungen verwirklichen, Begriffe aber nicht verwirklichen, sondern nur beschauen und erkennen kann.“ Daher sind Ethik, Politik, Ökonomik praktische, Mathematik, Physik, Chemie theoretische Wissenschaften. Da aber den Ideen Begriffe zu Grunde liegen, so hat jede praktische Wissenschaft auch ihren theoretischen Teil. Auf diesen will sich der Verfasser bei seinen volkswirtschaftlichen Untersuchungen beschränken, u. a. aus dem Grunde, weil die Urteile über das, was gut sei, Gefühls- oder Geschmacksache, also dem Verstande unzugänglich seien, daher denn jede Beweisführung für die Güte oder Gerechtigkeit einer Sache „ein Loch“ habe. Auch diese Selbstbeschränkung des Verfassers hat ihr Loch, denn er gerät manchmal ziemlich tief in die Praxis hinein. Unter den Hauptüberschriften: 1) Analyse der Gesellschaft, 2) Analyse der bürgerlichen (kapitalistischen), 3) Analyse der sozialistischen Gesellschaft behandelt der Verfasser die Lehre von den Gütern, von ihrer Hervorbringung, ihrem Verbrauch und ihrer Verteilung, also dem Einkommen. Er entwickelt seine eignen Ansichten über jeden Punkt und kritisiert dann die Litteratur der „bürgerlichen und der sozialistischen Ökonomik“ darüber. Als Hauptfehler findet er, daß die bürgerlichen Ökonomen beim Gute nur den Wert ins Auge fassen, die andern beiden darin steckenden Bestandteile aber, die Arbeit und den Boden, übersehen, während die Sozialisten wenigstens die Arbeit anschlagen; die bürgerlichen Ökonomen behandelten außerdem den Tauschwert als wesentlichen Bestandteil der Güter, obwohl er nur zufällig sei, da es auch Wirtschaften ohne Tausch und Geld gebe. Daß in Zeitungsartikeln und Reden des zur

Gütererzeugung erforderlichen Bodens wenig gedacht wird, ist richtig; die Sozialisten umgehen den Punkt, weil ihre Lehre auf der Behauptung beruht, daß der Boden für alle hinreiche und alles Übel nur von der falschen Verteilung herrühre; die bürgerlichen Schriftsteller aber fürchten sich vor der Übervölkerungsfrage, zu der die Bodenfrage hinleitet. Dagegen ist es nicht richtig, daß die gerügten Fehler auch in den Büchern ganz allgemein begangen würden. Unser größter Volkswirtschaftslehrer, Roscher, hat die Boden- wie die Übervölkerungsfrage und das Verhältnis zwischen Tausch- und Gebrauchswert mit aller nur wünschenswerten Gründlichkeit und Genauigkeit erörtert. Effertz kommt denn auch in der Hauptsache zu denselben Ergebnissen wie Roscher, den er merkwürdigerweise nicht ein einzigesmal nennt. Damit soll aber sein Buch nicht etwa neben das große klassische Werk von Roscher gestellt werden, dazu ist vor allem sein Inhalt viel zu dürftig. Die häufige Anwendung der mathematischen Methode, namentlich die Ableitung volkswirtschaftlicher Wahrheiten durch Entwicklung algebraischer Formeln, scheint uns von sehr zweifelhaftem Werte zu sein. Ein auf dem Wege der Erfahrung ermitteltes Abhängigkeitsverhältnis zwischen mehreren Größen in einer Formel darzustellen, mag seinen pädagogischen Nutzen haben, namentlich wenn noch eine Zeichnung beigelegt wird, wie die ganz vortrefflichen Nahrungsmittel- und Kulturmittellkurven auf S. 150 und die Gewinn- und Kostenkurven auf S. 250. Dagegen würde ein Unternehmer sehr schlecht fahren, wollte er seinen Gewinn nach den S. 256 ff. entwickelten Formeln a priori berechnen. Der Verfasser würzt die trockne mathematische Darstellung durch seine frische, etwas burschikose Sprache und durch drastische Beispiele. Den Liberalen wird seine Ansicht über den Militarismus sehr anstößig vorkommen. Er meint, bei Berechnung der Militärkosten dürfe man die Verpflegung nicht anschlagen, da der Mann so wie so essen müsse. „So wenig die Kosten des Brotes, das der Schuster isst, eingehen in die Kosten der Schuhe, so wenig gehen die Kosten des Konnissbrotes, das der Soldat isst, ein in die Kosten des Heeres.“ Bei dieser Annahme gelangt er zu dem Ergebnis, daß das deutsche Heer an Arbeit nur zwei Drittel, an Boden nur ein Drittel dessen koste, was das Volk auf Schnaps ausgiebt. Die Richtigkeit der Rechnung zu prüfen, sehen wir uns nicht imstande. Der Verfasser ist nicht der Meinung, daß Deutschland übervöllert sei, und daß die Not, wo sich solche findet, von Nahrungsmittelmangel herrühre. Er sagt, unsre Soldaten seien doch gewiß gut genährt, denn sie plagten vor Gesundheit. „Man habe ich noch keinen Soldaten gesprochen, der mir nicht geschworen hätte, bei Müttern habe er viel, viel besser gegessen.“ Manche schwören eben falsch. Dasselbe findet man bei Anstaltszöglingen, die zu Hause Hunger gelitten haben und dann auf die elende Anstaltskost schimpfen. Ältere Leute sind gewöhnlich aufrichtiger oder vielleicht auch weniger in Selbsttäuschung befangen. So ereignete es sich vorm Jahre in einer Garnisonstadt, daß mehrere Landwehrmänner, als sie nach Schluß einer Übung entlassen wurden, den Wunsch aussprachen, dableiben zu dürfen, denn so gut könnten sie zu Hause nicht leben, sie möchten noch so fleißig arbeiten. Übrigens giebt der Verfasser zu, daß er sich möglicherweise irre. Er schließt sein Buch mit folgendem Entweder-Oder: „Ist meine Schlußfolgerung richtig, so läßt sich der Pauperismus durch eine veränderte Verteilung, z. B. durch höhern Lohn u. dergl., bessern und heilen; es handelt sich dann um Überfüllung des Arbeitsmarktes, nicht aber um Übervölkerung. Ist aber die gegnerische Schlußfolgerung richtig, so ist die größte Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß es sich bei dem bürgerlichen Pauperismus um Übervölkerung handelt. Ist aber diese Diagnose richtig, so wird keine veränderte Verteilung, keine Lohn-

erhöhung, auch kein Sozialismus die Armut kurieren können. Gegen Überpopulation hilft nur Auswanderung, Kolonisation, certus numerus liberorum u. s. w.“

Zu den sprachlichen Eigentümlichkeiten des Verfassers gehört u. a., daß er nicht Kapitel 1, 2, 3, sondern Caput I, II, III schreibt. Das Buch wimmelt von Druckfehlern; gewisse Klassen derselben zeigen große Beharrlichkeit, so z. B. steht in lateinischen Zitaten häufig a statt o (passideam), und in den drei Wörtern wichtig, wichtig und richtig werden sehr oft die Anfangsbuchstaben vertauscht.

Freiland. Ein soziales Zukunftsbild von Theodor Herzka. Leipzig, Duncker und Humblot, 1890

Wenn der Verleger der Zeitschrift für Staats- und Volkswirtschaft ein Utopien aufbaut, so dürfen wir erwarten, daß es sich von den Phantasioebäuden eines Platon und Thomas Morus durch ein bedeutend größeres Maß geographischer, volks-, finanzwirtschaftlicher und sonstiger Gelehrsamkeit auszeichnen werde, eine Erwartung, die dem auch nicht getäuscht wird. Als ein Utopien will freilich der Verfasser sein Zukunftsbild, wie er es selbst nennt, nicht angesehen wissen. „Alles in meinem Freiland ist streng real; nur eine Fiktion liegt der ganzen Erzählung zu grunde, die nämlich, daß sich mit dem Mittelmaß von Fähigkeiten und Kräften ausgestattete Menschen in genügender Zahl tatsächlich schon gefunden hätten, um den erlösenden Schritt von der herrschenden ausbeuterischen Wirtschaftsordnung zu einer Ordnung der sozialen Gleichberechtigung und Freiheit zu unternehmen.“ Herzka ist von dem „unheimlichen Rätsel“ ausgegangen, „über welches nur satte Gedankenlosigkeit ohne tieferes Grauen hinweggleiten kann,“ wie es zugeht, daß die moderne Beherrschung der Natur, deren selbstverständliche Folge doch „unerschöpflicher Überfluß bei mäßiger Arbeit für jeden vom Weibe gebornen“ sein müßte, auch nicht eines Menschen Plage zu vermindern vermocht, wie Stuart Mill sagt, ja sich sogar für zahllose Menschen als ein Fluch erwiesen hat. (Herzka schreibt: „zum Fluche erwiesen“). Er findet den Fehler in der Grundroute, dem Unternehmervergewinn und dem Kapitalzins, die dem Arbeiter seinen Anteil am Arbeitsertrage verkürzen, ihn in der Armut festhalten und solchergestalt hindern, daß die Maschinenteknik zur Hervorbringung derjenigen Gütermasse benutzt werde, die sie zu liefern imstande wäre. Denn vernünftigerweise kann immer nur so viel hervorgebracht werden, als wahrscheinlicherweise verbraucht werden wird; indem man die Menschen künstlich in der Armut festhält, sie am Kaufen und Verbrauchen hindert, ist man alle Augenblicke genötigt, bald die Produktion, bald die Zufuhr von Gütern zu hemmen, obwohl man ihrer aufs dringendste bedarf. Der Gedanke, daß die sogenannte Überproduktion eine leere Einbildung, ein geradezu verriickter Begriff sei, und daß allen Nöten nur abgeholfen werden könne nicht durch Einschränkung der Produktion, sondern durch Vermehrung des Verbrauchs, bildet ja auch schon den Kern des Hauptwerkes unsers Robbertus. Wie sich Herzka die Ausführung denkt, schildert er an einer Kolonie, die er im äquatorialen Ostafrika zwischen dem Keniagebirge und dem Ukerewesee (Viktoria Njansa) gründen und sich zum Staate auswachsen läßt. Die Landschaft giebt Anlaß zu schönen Naturschilderungen und mancherlei Idyllen, in denen Elefantenkälber eine hervorragende Rolle spielen. Der Staat wird nicht kommunistisch eingerichtet; alle Unterschiede des Einkommens und Vermögens, die auf der Verschiedenheit der Begabung und des Fleißes beruhen, bleiben bestehen. Aber auch die ärmsten Bürger erwerben mit mäßiger Arbeit ein Einkommen von mehreren tausend Mark. Dabei sind alle

Baaren, namentlich aber alle Lebensmittel spottbillig, und Eisenbahn, Gas, Veran- staltungen zur Erholung und Unterhaltung werden allen unentgeltlich zur Ver- fügung gestellt. Jeder Arbeiter ist selbst Unternehmer, andre abhängige Arbeiter oder Knechte giebt es nicht außer dem eisernen Manne, der Maschine. Freiland besitzt weder Juristen noch Polizisten noch Soldaten. Trotzdem besiegt es mit Blitzesschnelle das europäisch ausgerüstete abyssinische Heer durch die Körperkraft und Gewandtheit seiner Männer und die Vollkommenheit seiner Technik. Dieser militärische Erfolg bewirkt, was bisher die wirtschaftlichen Erfolge nicht vermocht hatten. Die Völker der alten wie die der neuen Welt überzeugen sich von der Vernünftigkeit der Einrichtungen Freilands und beschließen, sie bei sich einzuführen, was in den liberalen Staaten ganz leicht, in den konservativen aber nicht ohne große Unordnungen von Statten geht. Ein Weltparlament in Edenthal, der Hauptstadt Freilands, macht allen Zweifeln ein Ende.

Die physische Möglichkeit eines solchen Freiland, die vor hundert, ja vor sechzig Jahren noch nicht vorhanden war, kann seit Einführung der elektrischen und der Dampfmaschinen nicht bestritten werden; die Mittel sind reichlich vorhanden, sowohl den Menschen, wenn auch nicht alle, so doch die allermeisten groben, be- schwerlichen und schmutzigen Arbeiten abzunehmen, als auch jeden einzelnen mit allen irdischen Gütern reichlich zu versehen. Die Frage ist nur, ob sich beim Versuch der Verwirklichung jenes Zustandes unsre Zeitgenossen sämtlich in jene Ideal- menschen verwandeln würden, die Herkula aus dem Glück von Edenthal hervorgehen läßt und ohne die sich seine Einrichtungen weder einführen noch aufrecht erhalten lassen würden. Die sehr genaue streng wissenschaftliche Darstellung dieser Einrich- tungen verdient die Beachtung der Fachmänner. Den Gesetzgebern wie den Vor- schußvereinen wäre z. B. die Geschichte von jenen amerikanischen Gaunern zu em- pfehlen, die nach Freiland kommen, um der dortigen Zentralbank unter dem Vor- wande einer Gründung eine große Summe abzuzapfen. Ihr Schwindelversuch scheitert an der unbedingten Öffentlichkeit aller geschäftlichen Unternehmungen und an dem Grundsatz der Bant, nur Produktivkredit zu gewähren. Die Gauner be- kehren sich, teils weil sie, was sie zu Hause nicht nötig hatten, sich schämen, unter so vielen Millionen die einzigen Spitzbuben zu sein, teils weil sie finden, daß man in Freiland mit mäßiger Arbeit mehr verdient als in Amerika mit Stehlen. Diese Geschichte und andre Epizoden sind sehr hübsch erzählt. Die angenehme Dar- stellung wird dem 677 Seiten starken Buche auch nichtfachmännische Leser ver- schafften. Anhänglichkeit an die eigne Nation und andre solche „historische Vor- urteile“ kennt man natürlich in Freiland nicht.

Das Problem der Materie. Ein Beitrag zur Erkenntnistheorie und Naturphilosophie. Von Dr. Robert Abendroth. Erster Band. Leipzig, W. Engelmann, 1889

Die vorliegende Schrift, heißt es im Vorwort, unternimmt den Versuch, das Problem der Materie in seiner doppelten Beziehung zur Philosophie und zur Natur- wissenschaft vom Standpunkte des Kantischen Kritizismus aus der Klärung näher zu bringen; die speziellen Ausführungen nach der naturwissenschaftlichen Seite hin bleiben einem zweiten Bande vorbehalten. Neugierig, ob ich nun endlich einmal erfahren würde, was die Materie eigentlich ist, fing ich mit der letzten Seite (456) an und las dort, daß der Begriff der Materie ein logisches Ideal sei, das einer- seits in Widerspruch stehe zu dem auf dogmatischen Tendenzen beruhenden Schein- wissen, andererseits zur Grenzbestimmung der menschlichen Erkenntnis diene, „um

darauf hinzuweisen, daß, soweit sich auch das positive Wissen auf dem endlosen Gebiete der Erscheinungswelt zu vervollkommen vermag, doch stets als höchster Zielpunkt alles Denkens und Wissens eine nicht zu beantwortende Frage, ein unlösbares Problem übrig bleibt.“ Darnach wäre also die Metaphysik eine Kunst, Fragen zu stellen, auf die man keine Antwort erhält. Anders war es ja auch von einem Kantianer nicht zu erwarten. Behauptet doch der Kritizismus, „daß Metaphysik als Wissenschaft nicht existirt,“ was naturphilosophisch ausgedrückt bedeutet: „daß das Wesen der Dinge uns jederzeit verschlossen bleibt oder daß wir uns bei der Frage nach dem „Innern der Natur“ mit einem Ignorabimus bescheiden müssen,“ daß der Verfasser aber etwas anderes verstanden wissen will als Du Bois Reymond. Demnach hat die neuere Naturphilosophie nicht mehr, gleich der alten Metaphysik, den Begriff der Materie zum Gegenstande, sondern nur noch das Problem der Materie (169—171). Weiß nun also der Student von vornherein, daß er sich an einer unlösbaren Aufgabe abarbeitet, so kann er immerhin noch von Glück sagen, wenn er dabei einen Abendroth zum Führer erhält. Denn dieser schreibt so angenehm, deutlich und deutsch, als es bei einem Vertreter des Kritizismus nur möglich ist; es kommen nicht mehr Fremdwörter vor, als durchschnittlich eins in der Zeile, und Sätze von fünfzehn Zeilen und darüber sind nicht gar häufig. Auch enthält das Buch eine Fülle scharfsinniger und nützlicher Bemerkungen über allerlei Dinge aus verschiedenen Gebieten des Wissens, namentlich aus der neuern Naturphilosophie. Die Atome der Physiker faßt Abendroth so auf wie wir (siehe Grenzboten 1889, S. 560), nämlich als „bloße Rechenmarke der Theorie, am nächsten verwandt mit der imaginären Größe der Mathematik, die in gleicher Weise nur als bloßes Hilfsmittel des Kalküls Verwendung findet.“ Von Häckels Monismus sagt er, daß dieser weder Philosophie noch Naturwissenschaft, sondern ähnlich wie „das Unbewußte“ und die „Oblehre“ nur die wissenschaftliche Einkleidung jener uralten poetischen Volksmetaphysik sei, die sich im Spiritismus von Geschlecht zu Geschlecht vererbt; Häckels Atomseelen seien eben ganz dasselbe wie die von ihm verspottete Lebenskraft. Dagegen scheint Abendroth mit Häckel die Ansicht zu teilen, daß eine bloß systematische Botanik und Zoologie noch keine Wissenschaft sei. Sollte es wahr sein, was er S. 393 sagt, daß der Begriff des Baumes für unsre gegenwärtige Botanik nur noch eine untergeordnete Bedeutung habe, so werden sich die Bäume zu trösten wissen, denn anderwärts schätzt man sie desto höher. Von der Kraft meint Abendroth mit Fehner: „Sitzt die Kraft irgendwo, so sitzt sie nur im Gesetze; das Gesetz hat zugleich Gesetzeskraft, d. h. was es aussagt, wird geleistet.“ Wir sind mit Loge der Ansicht, daß Gesetze völlig kraftlose Regeln des Geschehens sind, die in der Natur keinen Strohhalbm und im Menschenleben keinen Arm bewegen. Wo immer die Ereignisse sich nach dem Gesetze richten, da bewirkt dieses nicht das Gesetz, sondern der Exekutor. Vortrefflich sind u. a. die klare Darlegung des Unterschiedes zwischen dem dynamischen und dem mechanischen Begriff der Materie und die Geschichte des Begriffs der Materie bis auf Kant. Das „Ding an sich“ ist und durch Abendroths Erörterungen noch bedeutend dunkler geworden, als es vorher schon war; allein diese Wirkung war ja wohl gerade beabsichtigt; denn „das, was der Begriff des Nomenon trotz seiner Unbestimmtheit enthält, ist nichts Geringeres als das ganze Problem der Materie,“ dessen Unlösbarkeit wir eben einsehen sollen.

Grundriß des Systems der Philosophie als Bestimmungslehre. Von Ludwig Fischer. Mit graphischen Darstellungen. Wiesbaden, F. F. Bergmann, 1890

Das Unglück der Philosophie hat nach Fischer bisher darin bestanden, daß es ihr an einem sichern, allgemeingiltigen Forschungsprinzip, einer gesetzmäßigen Methode fehlte, und an einem geeigneten Verständigungsmittel. „Die Sprache reicht nicht aus; die Philosophen verstehen einander nicht.“ Daß die Philosophen einander nicht verstehen, und daß wir andern Menschen hierdurch von der Verpflichtung entbunden werden, die Philosophen zu verstehen, ist allerdings richtig; aber vielleicht ist daran weniger die Mangelhaftigkeit der Sprache schuld, als der Mißbrauch, den man mit ihr treibt. Fischer will dem vermeintlichen Mangel dadurch abhelfen, daß er ein Formelsystem für die Philosophie erfindet, wie die Mathematik eins hat. Die Grundformel der Philosophie besteht in einem  $a$ , das mit einem zweispitzigen Pfeile links nach einer 1 und rechts nach einer 2 hinweist. Das erfüllt uns mit neuem Respekt gegen einen alten längst verstorbenen Pfarrer, der in allen Schwierigkeiten des Lebens mit dem einen Satze auskam: „Jedes Ding hat seine zwei Seiten.“ (Doch, daß ich nicht lüge, er besaß zwei Weisheitsprüche; wo der erste nicht paßte, da übte der andre seine unsehlbare Wirkung: „'s ist alles bloß Geldschneiderei!“) Eine Formel ist sehr nützlich zur Veranschaulichung und bequemern Handhabung dessen, was man schon weiß, aber was man nicht weiß, das offenbart sie nicht, sogar in der Mathematik nicht. Dem ersten „systematischen“ Teile, als dessen Hauptvorzug wir seinen geringen Umfang ansehen, soll ein zweiter, „mehr historischer“ folgen.

Die römische Kirche, ihre Einwirkung auf die germanischen Stämme und das deutsche Volk. Von Michel. Halle, Max Niemeyer, 1889

Das Buch kommt einige Jahre zu spät oder zu früh, indem es den Kriegszustand zwischen dem deutschen Reiche und der römischen Kirche voraussetzt und alle Deutschen, namentlich die katholischen, bewegen will, sich auf die Seite des Staates zu stellen. Zu diesem Zwecke werden die Hauptbegebenheiten der Kirchengeschichte und der Geschichte des deutschen Volkes in der Weise gruppiert und beleuchtet, wie das in den Schriften der Altkatholiken und in den Rundgebungen des Evangelischen Bundes zu geschehen pflegt. Wer sich in der Tagespresse oder in Vorträgen an dieser Kriegsführung beteiligen will, der findet in dem Buche Waffen und Munition gesammelt und bequem angeordnet. Der Name Michel scheint ein Pseudonym zu sein.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig